dorf den Wanderer, der den Weg von Hitdorf her genommen hat. Die Rheindorfer Industrie präsentiert sich damit ungefähr in ihrem vollen Umfange.

Stiefelmordendes Steinpflaster, schiefe und wetterverwehte Häuser mit wunderlich stimmungsvollen Giebeln und Vorsprüngen. Man könnte glauben, Richtlot und Wasserwaage seien den alten Rheindorfer Zimmerleuten unbekannte Geräte gewesen. Hier und da läßt sich auch eine Inschrift oder eine Jahreszahl von den Balken herunterbuchstabieren. Um die Kirche herum haben sich die Häuser geschart, wie Küchlein um die Henne.

In schweren Quadern steigt der romanische Turm aus der Erde und setzt sich oben leichter und zierlicher fort. An der Seite ein schönes Portal mit ungewöhnlich schwerer Holztür, über die sich Schmiedewerk wuchtig verzweigt. Die 1477 über der Tür bezeichnet wohl das Alter des Turmes. Jünger ist das Kirchenschiff.

Die Kirche wirkt wie eine Burg. Der alte Grabplatz, auf dem sie steht, soll früher ein alter, befestigter Friedhof gewesen sein, der einstmals in Kriegsnot den Rheindorfern als letzte Zuflucht diente.

Das Steinperk ist so fest gemauert, daß es auch bei Sturmflut den Wogenprall auszuhalten vermag. Die alten Grabplatten sind heute verwittert, und Kinder spielen über den Gräbern ihrer Vorfahren.

Dicht hinter der Kirche steigt das Rheindorfer Schloß auf. Die Renaissancemotive verlieren sich ins Barock. Die Ritter von Rheindorf, die vor 700 Jahren hier hausten, sind längst nicht mehr Schloßherren. — —

Ein [illegible]e Strecke [illegible]erhalb des Dorfes mündet [illegible] Wupper in den Rhein. Sie zeigt sich, kurz nachdem sie auch noch die Dhünn aufgenommen hat, nochmals von ihrer schönsten Seite und läuft durch ein idyllische Landschaft zwischen Baumwerk und Wiesen.

Die Niederung steigt nach den bergischen Höhen zu mäßig an. Ländlicher Frieden liegt über den braunen Feldern. Unkraut umwuchert verlassene Ton- und Lehmgruben. Nur selten begegnet man außerhalb des Dorfes einem Menschen.

Der Strom rauscht und ein Nachen gleitet acherontisch über die graue Flut. Dicht über dem Stromspiegel steht sein zuckendes Licht. Es wird kühl und ruhig.

Ein Hund bellt heiser in den umduftete Abend.

Das Nachtlicht / Von Hellmuth Quast-Peregrin

Großmuttel war tot. Die gute alte Dame, die immer wie eine alte Edelfrau im schwarzen Seidenkleide etwas zittrig mit sichtlicher Willensanstrengung durch das Haus geschritten war. Ein Stück Familiengeschichte lag mit ihr im Sarge und eine Zeitepoche stieg mit der Sechsundachtzigjährigen ins Grab.

Mit dem Nachtzug war ich angekommen, Sturm und Regen umpeitschten mich, als ich über den nicht übermäßig im Licht strahlenden Bahnsteig zum Ausgang hastete. An der Sperre erblickte ich schon die große vierschrötige Gestalt des alten Johann, der sich feierlich und gewichtig ausnahm als herrschaftlicher Kutscher in seinem langen Mantel mit den blanken Knöpfen. Stramm und militärisch war seine Haltung, er lüftete grüßend den breitkrempigen Zylinderhut und nahm mir den Handkoffer ab.

„Junger Herr — jetzt kommen Sie erst", welcher Vorwurf lag für mich in den wenigen Worten.

„Johann, ich konnte nicht schneller hier sein", wagte ich mich zu entschuldigen.

„Ja, ja, es ist ein weiter Weg von Berlin bis hierher . . ."

„Nein, ich komme von Kopenhagen über Berlin."

„Ach so", brummte er und ging mit gewichtigen Schritten vor mir her zur Kalesche, die vor dem Bahnhofe stand. Er riß den Schlag auf und ich stieg in den Wagen, setzte mich in das nachgiebige Polster aus Rippensamt. Meinen Koffer schob er nach ins Coupé, schloß die Tür, kletterte auf seinen Bock, die Pferde zogen an und im Trabe ging es an ein paar vereinzelten Häusern vorbei hinaus auf die Landstraße, die vom Städtchen fort in gerader Flucht zum Gutshofe führte. Viel zum Nachdenken kam ich nicht, die Fensterscheiben rasselten und klirrten und mir war, als wirbelte in ihnen ein schmetterndes Orchester, Großmuttels Lieblingslied und ich mußte, ob ich wollte oder nicht, die Melodie immer mitsummen.

Schneller wie ich dachte legten wir den Weg zurück und als wir durch die breite Einfahrt in den Gutshof einschwenkten, lag das Herrschaftshaus wie ein schwarzer Block vor uns, nur hinter einem einzigen Fenster, ganz matt, schien ein schwacher Schein zu dämmern, Großmuttels Zimmer. Es enttäuschte mich, daß man von meinem Kommen keine Notiz nahm . . .

Kaum hielt jedoch der Wagen an der Freitreppe, da öffnete sich oben die Haustür und in dem hellen Licht der Diele sah ich meine Mutter stehen.

Wir begrüßten uns herzlich, hatten wir uns doch seit fast einem Jahre nicht mehr gesehen, von ihr erfuhr ich auch, daß durch die Aufregung der letzten Tage der nicht ganz taktfeste Vater sich angegriffen fühle, er sei schon zu Bett gegangen und ich könne ihn erst morgen früh begrüßen. Dann die üblichen Fragen nach Appetit und Wohlergehen. Ich dankte für alles und verlangte nur die Großmutter zu sehen, und Mutter führte mich in das Zimmer der alten Dame, wo sie im Sarge aufgebahrt war. Daß Mutter sich bald wieder aus dem Zimmer entfernte, konnte ich ihr nicht verdenken, sie hatte das Großmuttel sehr lieb gehabt und fühlte, daß der Schmerz sie übermannen wolle.

So klopfte sie leise wie grüßend, abschiednehmend auf die weiße Decke der Toten, sagte mir Gutenacht und ging, ließ mich beim Großmuttel im Zimmer zurück, wo ein armselig Nachtlicht die Helligkeit früher Dämmerung verbreitete.

Nun war ich allein mit dem lieben, lieben Großmuttel. Ich nahm das Nachtlicht und stellte es so auf, daß der Schein auf das kleine vertrocknete Gesichtchen der Toten fiel, und betrachtete noch einmal die leblosen Züge. Waren sie nicht so friedlich, als wenn das Großmuttel schliefe, ja, es schien ein leises schelmisches Lächeln um den eingesunkenen Mund zu spielen. Nein, Großmuttel sah gar nicht tot und häßlich aus, nein gut und mütterlich, wie im Leben ruhte sie jetzt aus in ihrem Sarge. Ich zog mir einen Stuhl heran und setzte mich neben sie.

Ihr Liebling war ich gewesen und nun hatte ich nicht noch einmal mit ihr sprechen können . . . ich machte mir innerliche Vorwürfe, daß ich mich in letzter Zeit nicht mehr genug um sie gekümmert hätte . . . eine müde Traurigkeit fühlte ich in mir, ein lastendes Empfinden der Vereinsamung, Großmuttel war immer meine Vertraute gewesen, sie hatte mich verstanden und war jederzeit im gleichen Schritt neben mir gegangen.

Das eintönige Rauschen des Regens wirkte trostlos und eine eisige Kühle füllte das Zimmer, kroch langsam in mich hinein. Aengstlich flackerte das Nachtlicht . . . Großmuttel lächelte, blinzelte mich mit einem Auge schelmisch an . . .

„Nun, Junge, bist du doch schon hier?"

„Ja, ich konnte nicht eher, ich war ja zu einer Konferenz in Kopenhagen . . ."

„Hat die ein ganzes Jahr gedauert?"

„Nein — nein — solange nicht, Großmuttel. Aber ich war auch in London und in Stockholm. Auch in Amerika hatte ich Verhandlungen. Und kaum betrat ich deutschen Boden, dann stürzten die Geschäfte hier auch von allen Seiten auf mich. Du weißt ja, mein Posten bürdet mir eine große Verantwortung auf."

Großmuttel richtete sich auf:

„Help mi, Jung, ick will mi up min Stuhl setten."

Ich war ihr behilflich und führte sie zu ihrem hochlehnigen Sorgenstuhl, sie nahm Platz und lehnte sich mit behaglichem Aufseufzen ins Polster zurück.

„Ös is dat kommod, nu vertell mi wat, min Söhn."

Sie sprach immer platt, wenn sie es besonders zärtlich meinte. Ich sprach zu ihr von allen meinen geschäftlichen Errungenschaften und Sorgen, ihr hatte ich ja früher auch alles gebeichtet, und so schüttelte ich mein Herz aus, das übervoll war von allen Bitterkeiten des ewigen Hetzens und Jagens.

„Jung, du hast zuviel Verpflichtungen dir aufgebürdet", sagte sie trocken, als ich meinen Erguß beendet hatte.

„Nicht ich, Großmuttel, die Verhältnisse überlasten uns."

„Kinnings, wünn dat so wier. Aber ihr alle seid überlastet durch Verhältnisse, die ihr selbst geschaffen habt. Und nachher stöhnt ihr unter der Bürde. Ihr sid töricht. Der Großvater und ich, wir haben auch gelebt und haben Freude am Leben gehabt, rechte Freude. Und viel Ruhe, ja, gesegnete Ruhe . . ."

Ich wollte sprechen, die graue schrumpelige Hand winkte energisch mir den Befehl des Schweigens zu.

„Ich kenne deinen Einwurf. Ja, eure Fortschritte sind es, die euch hetzen. Aber das ist ja gar nicht wahr, ihr hetzet von Fortschritt zu Fortschritt, von einem Neuen zum nächsten. Ihr laßt euch nicht einmal Zeit, euch eures Werkes zu freuen. Ihr könnt nicht genug tun, nehmet den kommenden Geschlechtern die Freude am Entdecken fort, ihr seid ein gierliges Geschlecht. Das ist euer Fehler, die Gier. Wie ausgehungert stürzt ihr euch auf die Probleme und wollt sie gewaltsam lösen, bei dem unermüdlichen Verbessern des Lebens vergesset ihr ganz und gar, es zu genießen."

„Großmuttel, die Arbeit ist uns der Genuß."

„Jung, ihr seid ein unehrliches Geschlecht, ihr klagt die Ueberlastung an, daß sie euch nicht Zeit lasse zum Lebensgenuß, und mit demselben Atemzug nennt ihr sie euer Leben. Eure Gier macht euch unzufrieden, ihr seid rastlos und versäumt eure Pflichten, die ihr jenen gegenüber habt, zu denen ihr sagt, daß ihr sie liebet. Nein, Jung, ihr liebt euch nur selbst und eure Eitelkeit. Wenn ihr dort erst hineinsteigt," sie wies auf den offenen Sarg, der mitten im Zimmer stand, „dann fragt ihr nichts mehr nach Erfolgen und Errungenschaften, dann hört ihr vielleicht zum ersten Mal die Stimme des Gewissens. Und, Jung, das ist dann ein bitteres Scheiden, wenn ihr wißt, daß ungetrocknete Tränen und unbefriedigter Hunger nach Güte und Liebe hinter euch zurückbleiben . . ."

„Großmuttel, du sprichst so hart zu mir."

Aber ich erhielt keine Antwort, aufschreckte ich und vor mir lag Großmuttel im Sarge und das kleine Nachtlicht warf seinen Schein auf ihr bleiches, stilles Gesicht, das jetzt erst durch die starken Schlagschatten der Lichtwirkung zu einem eingefallenen Totenantlitz geworden war.

Am Fenster

Noch scheint die Sonne, und breit fällt ihr blasser Strahl durch das kleine Fenster herein. Doch das Meer ist bewegt. Der Wind weckt ein unruhiges Hin und Her, und tiefer gehn die Wogen. Am Horizont zieht sich ein Wetter zusammen. Mit undurchdringlichem Wolkenschleier bedeckt sich der Himmel und blasser und blasser wird die Sonne und schwindet allmählich.

Sand klirrt gegen das Fenster, das schon längst rissig geworden von den scharfen Körnern, die der Sturm dagegen getrieben.

„Alles Narben," sagt Wiebke und schlurft durchs Zimmer, gebückt und vergrbeitet. „Genau wie wir." Und ihr müder Blick streift das Bild des jungen Seemanns an der Wand. Der war nicht wiedergekommen in die kalte, nordische Heimat. Den hatte der lachende Süden da unten in Frisco festgehalten. Er lebte. Und hatte das aufrechte, blonde Mädel vergessen, das auf ihn gewartet. Bis es für sie zu spät zum Glück gewesen.

Schwerfälliges Ticken der Uhr. Ein verflogener Brummer summt. Draußen beginnt es, zu stürmen. Die graue See ist halb von Wolken verhangen, weiß leuchtet der Schaum der Wellen. Und das Branden am Ufer wird lauter und lauter. Wie ein Herz, das in Unrast schneller schlägt.

Es ist seltsam, am Fenster stehn und hoffen und warten, bis grau und trostlos der Tag niedersinkt. — — — Im alten Großvaterstuhl sitzt Wiebke. Ihr Blick geht zum Fenster hinaus. Auf die See. Vielleicht auch darüber hinaus, nach Süden. Und eines Lebens nie erloschne Sehnsucht gleitet mit.

Sand knirscht gegen das Fenster, gräbt neue, feine Risse zu den alten hinzu, bis die Scheiben einmal ganz blind sein werden — wie müd geweinte — Augen.

Lisa Nickel.

Tschiaturi

Tschiaturi, das Manganwerk der Zukunft, liegt drei Stunden Fahrt auf einer Schmalspurbahn von der Station Tschorapan (zwischen Tiflis und Batul) entfernt.

Von beiden Seiten des malerischen Flusses Kwirilla erheben sich beinahe senkrecht die Berge, die von tiefen Tälern und Höhlen, von Bergquellen durchflossen, durchschnitten werden. Obgleich der ganze Horizont in Bergen ertrunkt, ist er dem Blick nicht eng. Das Auge macht Sprünge, wenn es von Bild zu Bild einer der schönsten Landschaften Transkaukasiens gleitet.

An beiden Seiten des Flusses auf zwei sanftesten Abhängen klebt das Oertchen Tschiaturi, mit zwei oder drei Hauptstraßen, die in unwahrscheinlichen Zickzacks zwischen den unordentlich verstreuten Bauten sich den Weg bahnen. Mehr Straßen gibt es nicht, sondern nur Gäßchen, die man hinaufklettert wie eine Feuerwehrleiter. An Autos oder Fahrzeuge ist nicht zu denken, aber auch das Lastsen ist nicht beliebt. Die einzige Fortbewegungsart ist das Reiten. Das Pferd trägt einen sogar dort durch, wo man sich nicht einmal auf die eigenen Beine verlassen kann. Und dann schleppen noch Maulesel mit einer monumentalen Gründlichkeit langsam — langsam, aber sehr sicher, die groß beladenen, schwerfälligen Arbas (kaukasische hochräderige Wagen) über die unzulänglichsten Stellen.

In der Ferne aber, in den Bergen, wo über drohende Abgründe schmale Pfade führen, gähnen schwarz die Ausgänge aus den Stollen. Aus langen Tunnels mit Querstollen nach allen Seiten wird das Manganerz herausgeschlagen. Am Ende einer jeden Strecke frißt sich der Hauer mit seiner Hacke immer tiefer und tiefer in den Berg hinein. Neben ihm ist der unabkömmliche Gehilfe — jeden Augenblick kann ja ein Einsturz geschehen oder ein anderes Unglück.

Von Zeit zu Zeit fahren mit betäubendem Lärm der Räder auf dröhnenden Geleisen die von zwei Arbeitern geschobenen Loren. Sie laden das herausgeschlagene Erz auf und fahren es zum Ausgang. Dort wird das Erz einfach auf den Bergabhang hinausgeschüttet und durch den Druck des Wasserstrahls, der aus besonderen Rohren hinausschießt, hinuntergespült. Unten am Fuße des Berges liegt das Waschwerk.

Ein besonderes Netz, der Klassor, sortiert das mit Erde und Sand vermischte ankommende Erz, je nach der Größe. Die verschieden große Stücke fallen auf verschiedene Gestelle, auf denen die Trennung des Erzes von Steinen und Sand vollzogen wird. Die größten Stücke kommen in einen Kasten, in dem das Erz mit der Hand von Steinen gesondert wird. Das gewaschene Erz, das 52 bis 56 Prozent Manganeisen enthält, wird auf Arbas zu den Plattformen gebracht, von denen aus es in die Wagen der Schmalspurbahn nach Tschorapan geladen wird. Dort wird es auf die richtigen Eisenbahnzüge umgeladen, nach Poti transportiert, und von Poti geht es nach Amerika.

„Es ist schwer, sich vorzustellen, was für altmodische Methoden bis jetzt in Tschiaturi angewandt werden. Die Handsortierung der großen Erzstücke, die Fahrt auf den Arbas, der Handtransport der Loren, der Mangel an Wagen — das alles verteuert die Arbeit furchtbar. Nur auf dem Werk Karuto werden die Grubenwagen elektrisch transportiert und in zwei oder drei Waschwerken aus den bestehenden 35 gibt es Stampfer zum Zerkleinern des Erzes, die es erlauben, das zerkleinerte Erz durchzuwaschen, statt mit der Hand zu reinigen.

Jetzt, nachdem die Tschiaturigruben einem einzigen amerikanischen Trust übergeben worden sind, der anstelle der jetzigen 35 kleinen Waschwerke zwei bis drei große bauen will, ist die Mechanisierung eine der Bedingungen, die dieser Manganerz-Gesellschaft „Grusia" gestellt worden sind. Neue Netze werden ausprobiert, da gegenwärtig ein großer Prozentsatz des Erzes mit dem Sand weggeschwommen wird. Die Ueberfahrt auf den Arbas wird durch Drahtseile ersetzt und an Stelle der Schmalspurbahn von Tschiaturi nach Tschorapan wird eine „richtige" Eisenbahn gelegt, um die Umladungen in Tschorapan zu vermeiden. Allein dadurch wird eine Ersparnis von 85 Cents pro Tonne erzielt. Statt der jetzigen vorsintflutlichen Umladungsart des Erzes auf das Schiff in Poti wird ein Kranbau von einer Million Dollar Kosten geplant. Diese Arbeiten werden von den Amerikanern innerhalb der nächsten zwei bis drei Jahre durchgeführt.

Die jetzige Gewinnung des Erzes schwankt nach Saison und Absatzmöglichkeiten. Durchschnittlich werden etwa 2,6 Millionen Zentner Erz monatlich geschlagen, was nach der Waschung ungefähr eine Million Zentner ergibt. Die Mangankonzession von Tschiaturi ist bis jetzt nur wenig bekannt geworden, da aber dort einer der interessantesten wirtschaftlichen Versuche angestellt wird, verdient sie besondere Beachtung, denn in diesem verlassenen Winkel Transkaukasiens ist das amerikanische Kapital mit Sowjetrußland in Verbindung getreten.

Grigorjew

Birke im Herbst

Sie steht in silberweißen Schuhen
wie sie vom letzten Tanz gekommen,
sie hat vom goldbrokat'nen Kleide
dann langsam Blatt für Blatt genommen
und läßt sie sacht zu Boden gleiten,
sinnt ihnen nach in wehem Traum.

Leis tröstend rauscht der Wind und singt
vom Frühling, — doch sie hört es kaum.

Egon-Erich Albrecht.

Mißerfolg der Schutzimpfungsversuche gegen Rindertuberkulose? Prof. Uhlenhuth, der hervorragende Seuchenforscher der Freiburger Universität, hat mit den Mitteln der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft, Schutzimpfungsversuche gegen Rindertuberkulose mit massiven Dosen schwach virulenter Rindertuberkel-Bazillen unternommen. Durch die Versuche, über deren Ergebnis Uhlenhuth jetzt in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift" berichtet, sind die Freiburger Forscher bezüglich der Immunisierung gegen Tuberkulose der Rinder ungeheuer skeptisch geworden. Die Bazillenkultur hat, trotzdem sie in kolossaler Dosis angewandt war, keine Immunität der Rinder bei künstlicher und natürlicher Infektion hervorgerufen. Um so überraschender waren die Mitteilungen von Calmette, nach denen es im Gegensatz zu den Freiburger Untersuchungen und allen bisherigen Feststellungen gelungen war, mit praktisch so gut wie avirulenten Tuberkelbazillen eine wirksame Schutzimpfung zu erzielen. Uhlenhuth erklärt es daher für wichtig, die verschiedenen Kulturen einmal unter den gleichen künstlichen und natürlichen Infektionsbedingungen im Seuchenstall auf ihre immunisierende Wirkung an Rindern nebeneinander zu prüfen.